

„Die Lebenslüge: Nichts muss sich verändern“

Klimakrise Harald Welzer ist sauer, dass die Ökonomie Kapitalismus nicht ohne Wachstum denken kann. Hier verschafft er sich Luft.

Pepe Egger | Ausgabe 43/2021



Foto: Felix Schmitt für der Freitag

Harald Welzer sehe von Weitem aus „wie ein Tiroler Skilehrer“, hat die *taz* einmal geschrieben, und meinte: nicht professoral, wie man es bei seinen akademischen Titeln erwarten würde. Mag sein: Aber Welzer spricht auch nicht wie manch anderer Soziologieprofessor. Sein Standpunkt verschwindet nicht hinter abstrakten Begriffen, sondern kommt ganz direkt daher: Es ist Zeit für ein Umdenken, für ein Aufhören mit allem, was „schwachsinnig“ und schädlich ist, wenn die Menschheit überleben will. Und nein, angenehm wird das nicht, sagt Welzer. Wir sollten uns da nichts vormachen.

der Freitag: Herr Welzer, Sie haben ein Buch über das Aufhören geschrieben: ein Lob der Kulturtechnik des Aufhörens. Warum?

Harald Welzer: Weil wir als Gesellschaft es mit Endlichkeitsproblemen zu tun haben. Der Klimawandel ist ein Endlichkeitsproblem. Wenn wir eine bestimmte Spanne einer überlebenstauglichen Temperatur verlassen, dann kommt die menschliche Lebensform an ihr Ende. Artensterben ist ein Endlichkeitsproblem: Wir haben jetzt schon rund 70 Prozent der Insektenarten verloren, wenn wir bei 100 Prozent ankommen, ist Schluss mit den Nahrungsketten, den Bestäubungen und so weiter. Aber unsere Kultur blendet Endlichkeit systematisch aus: Wir haben kein Konzept von Endlichkeit, wir lernen nicht aufzuhören, sondern wir optimieren. Das plakativste Beispiel ist der Elektromotor: Wir haben offensichtlich ein Klima- und ein Verkehrsproblem, aber anstatt zu überlegen, welche Art der Fortbewegung wir praktizieren möchten, machen wir mit denselben Autos weiter und optimieren nur den Antrieb.

Wir hören nicht auf, sondern rüsten um. Wir dekarbonisieren! Keine gute Idee?

Wenn man ein Problem hat, das auf zu viel CO₂-Emissionen zurückgeht, ist es an sich eine gute Idee, CO₂-Emissionen zu reduzieren, zweifellos. Aber das alleine wird nicht ausreichen. Wir denken – es ist geradezu paradox – an eine Reduktion bei permanenter Steigerung. Allein die Chemieindustrie wird, wenn sie denn elektrifiziert werden soll, so viel Strom verbrauchen wie heute die ganze Bundesrepublik. Wenn wir ein Wirtschaftswachstum von zwei Prozent haben und China von acht, dann bedeutet das jedes Jahr zwei bis acht Prozent mehr Verbrauch von allem. Mehr Energie, um Rohstoffe zu fördern, mehr Energie, um daraus Produkte zu machen, mehr Energie, um sie um den Globus zu transportieren. Mit dieser Logik des permanenten Immer-mehr wird man Endlichkeitsprobleme nicht bewältigen können.

Ist dieses permanente Immer-mehr nicht das Herz unseres Wirtschaftssystems? Will sagen: Können wir damit aufhören, ohne mit dem Kapitalismus aufzuhören?

Wir haben doch gelernt, dass der Kapitalismus die geschmeidigste Wirtschaftsform von allen ist. Wenn er etwas kann, dann sich an veränderte Bedingungen anpassen. Mir ist gar nicht einsehbar, warum eine hoch bezahlte

Wissenschaft wie die Ökonomie nicht mehr zusammenbringt als eine Kapitalismustheorie, die besagt, dass der Kapitalismus funktioniert wie ein Fahrrad: Sobald ich aufhöre zu treten, kippt das Ding um. Das ist doch echt ein bisschen wenig. Wir hatten 200.000 Jahre Menschheitsgeschichte ohne Wachstum in dem heute definierten Sinne. In dieser Zeit sind ziemlich viele Sachen erfunden und verbessert worden. Warum ist jetzt unser ganzes Weiterexistieren vom Wachstum abhängig? Das will mir nicht recht einleuchten.

Das leuchtet Ihnen nicht ein, trotzdem ist es so.

Was heißt, trotzdem ist es so? (*lacht*) Diese ganze Klamotte ist doch historisch ein Produkt des Kalten Krieges: Das Wachstumskonzept hat in der Systemkonkurrenz überhaupt erst Karriere gemacht! Weil man Maßzahlen brauchte, um zu zeigen, welches System das erfolgreichere und bessere ist. Klassische Ökonomen haben überhaupt nie von Wachstum geredet. Selbst Ludwig Erhard schreibt in seinem Buch *Wohlstand für alle*, dass die Ökonomen sich mittelfristig darüber Gedanken machen sollten, was nach dem Hyperwachstum kommt. Das war vor 60 Jahren, eingelöst wurde es nie.

Weil uns die nackte Angst befällt, wenn wir uns eine Wirtschaft vorstellen, die nicht wächst. Da kriegen wir Panik.

Ich nicht. Ich bin da ganz panikfrei.

Aber glauben Sie, dass es ohne Wirtschaftswachstum möglich ist, unsere Gesellschaft mit allem Lebenswichtigen zu versorgen?

Ja, klar. Warum auch nicht?

Okay.

Im Grunde genommen handelt sich um eine Glaubensfrage. Ich kann den Glaubenssatz aufstellen: All das geht nur mit Wachstum. Aber dazu würde ich sagen: Historisch ging es auch anders. Außerdem: Wir sind doch alle so unfassbar innovativ. Unsere Gesellschaft ist anscheinend in jeder Hinsicht bereit, innovativ zu sein, aber nicht im wirtschaftlichen Denken. Das ist doch total abgefahren! Wenn die Finanzwirtschaft Investitionen nur noch dort

tätigt, wo nachhaltig gewirtschaftet wird, dann verändert sich etwas Grundsätzliches. Wenn die Gemeinwohlökonomie von immer mehr Unternehmen praktiziert wird und man nach anderen Kriterien bilanziert als allein nach monetären, dann misst man: Wie ist die Gerechtigkeit den Mitarbeitern gegenüber, der Umwelt gegenüber? Wenn Umweltkosten nicht länger externalisiert werden ... Das sind alles Ansätze für eine Gesellschaftsentwicklung, die sich nicht allein am Wachstum orientiert.

Allerdings müssten wir in so einer Wirtschaft wohl unsere Ansprüche etwas runterschrauben.

Ja, es könnte durchaus sein, dass man sich diesem furchtbaren, folterähnlichen Zwang unterwerfen muss, nicht mehr mit 600 PS und zweieinhalb Tonnen Gewicht einen Parkplatz in einem Parkhaus in der Innenstadt zu suchen. Das ist echt hart. Aber es könnte sein, dass man auf solche Dinge in Zukunft verzichten muss.

Was ist, wenn der Wachstumszwang nicht nur aus dem Kapitalismus, sondern aus der Disposition des Menschen kommt?

Ja, kann sein, dass das alles schwierig ist. Aber das ist kein Argument dagegen, dass man es tun muss, wenn man es tun muss. Wir kommen mit dem, was wir gegenwärtig tun, nicht durch das 21. Jahrhundert. Unsere Gesellschaft ist wie ein Individuum, das im Sprechzimmer des Arztes sitzt und hofft, in einer Minute wieder draußen zu sein, mit den freundlichen Worten „Wir sehen uns dann in einem Jahr wieder“. Stattdessen sagt der Arzt: „Setzen Sie sich bitte“, dann fängt er an, in den Unterlagen zu blättern, und sagt: „Wir müssen heute länger sprechen, das Leben geht für sie jetzt nicht so weiter, wie es bislang gewesen ist.“ In dieser Situation befinden wir uns gegenwärtig, mit unserem hervorragenden Erfolgsmodell, das aus Gründen der Naturzerstörung so leider nicht fortsetzbar ist.

Sie hatten im vergangenen Jahr einen Herzinfarkt, den Sie um ein Haar nicht überlebt hätten. Brauchen wir als Gesellschaft einen Infarkt, um zu begreifen, dass wir etwas ändern müssen?

Dieser metaphorische Infarkt ist doch längst da! Nehmen Sie die Havarie des Containerschiffes Evergiven im Suezkanal im Frühjahr dieses Jahres. Das Schiff stellte sich quer, weil der Kanal, der 1869 in Betrieb gegangen ist, nicht für ein Schiff mit 22.000 Containern und 400 Meter Länge ausgelegt ist. Sofort staut sich links und rechts vom Suezkanal alles, in den Häfen bricht die Logistik zusammen, Fabriken können ohne die ganzen Vorprodukte nicht weitermachen. Ein anderes Beispiel: die Flutereignisse im Sommer. Oder die Waldbrände. Die Krankheit ist längst da.

Etwas zu verstehen, ist offensichtlich noch nicht genug. Wir schaffen es trotzdem nicht, unsere Lebensweise zu ändern.

Ja, es ist aber auch etwas Unangenehmes, die Lebensweise und die Wirtschaftsweise zu verändern. Wir brauchen nur das Sondierungspapier der kommenden Koalition zu lesen. Die Botschaft ist: Wir versichern uns alle gegenseitig, dass wir nichts verändern wollen, und delegieren unsere Hoffnungen an Ingenieure und Zukunftstechnologien, die uns irgendwann die Rettung bringen werden. Das ist die große Lebenslüge unserer Gegenwart.

Der Wahlkampf der Grünen baut darauf auf, dass es nicht weniger Autos geben wird, sondern andere. Wir werden nicht weniger reisen und fliegen, sondern nur anders. Annalena Baerbock und Robert Habeck haben wohl vor ein paar Jahren einfach beschlossen: Anders ist es den Leuten nicht zu verkaufen.

Das ist die große Frage. Wenn ich Vorträge halte, etwa vor Unternehmerverbänden, und sage, dass es ohne Wohlstandsverluste keine wirkungsvolle Bekämpfung des Klimawandels geben wird, dann ist das in solchen Kreisen durchaus diskussionsfähig. Auch dort wird die Inhaltsfreiheit des Wahlkampfes, den wir gerade erlebt haben, wahrgenommen und beklagt. Es ist also nicht so, dass wir alle in diesem Illusionsschlaraffenland leben. Die Grünen haben sich irgendwann darauf kapriziert, dass man, wenn man Mehrheiten haben will, den Leuten nicht wehtun darf. Es ist eine interessante Frage, ob das politiktheoretisch überhaupt stimmt. Oder ob die Leute nicht klug genug sind,

um zu sagen, das Problem ist zu groß. Da müssen wir anders drüber sprechen. Da müssen wir auch andere Konsequenzen draus ziehen. Aber solche Wahrheiten wollen die Grünen nicht aussprechen, weil sie von der Mitte das Heil erwarten.

Ihnen ist das, was jetzt von den Grünen an der Regierung zu erwarten ist, nicht radikal genug.

Nein, mir geht es um die Veränderung des Pfades, das ist noch nicht einmal radikal. Schon 1972 haben die Autoren der „Club of Rome“-Studie *Die Grenzen des Wachstums* genau das gefordert: eine Veränderung des Pfades, eine Richtungsänderung. Es geht nicht um eine Revolution, sondern um die Einleitung von notwendigen Schritten, anders zu wirtschaften, sich anders zu bewegen, vielleicht auch anders zu wohnen und so weiter.

In Ihrem Buch gibt es mehrere Beispiele, was das Aufhören angeht, viele klingen relativ privilegiert. Muss man sich das Aufhören leisten können? Hat jemand, der an der Supermarktkasse arbeitet, die Optionen, die Sie beschreiben?

Ich halte überhaupt nichts von diesem bevormundenden Gerede über Leute, die sich irgendwas nicht leisten können. Die Fähigkeiten zur Realitätsbewältigung und zum Finden von Lösungen sind in allen gesellschaftlichen Gruppen gleich groß oder gleich klein.

Wer mit 1.400 Euro durch den Monat kommen muss, tut sich schwerer, Fleisch zu kaufen, das nicht auf Tierleid beruht.

Zweifellos. Auf der anderen Seite hat so jemand eine viel größere Kompetenz, mit wenig auszukommen, als Leute, die das nur postulieren und dann mit dem Ferrari zum Bio-Markt fahren. Julia Friedrichs hat ein tolles Buch geschrieben über Arbeitsverhältnisse, wo Leute geknechtet werden, beschissen verdienen, ihre Familien nicht ernähren können. Aber davon ist nur dann die Rede, wenn es darum geht, Dinge zu verändern. Das macht mich wütend.

Wie sollen wir aufhören? Wie halten Sie persönlich es mit dem Aufhören? Bleiben Sie dabei, oder fallen Sie irgendwann zurück in alte Muster?

Der Nachruf, den ich auf mein zu lebendes Leben geschrieben habe, hilft mir dabei, nicht wieder in alte Muster zu verfallen. Als ein solches Instrument muss man ihn auch verstehen: dass man sich fragt, wer will ich gewesen sein? Wie will ich gelebt haben? Wenn man das aufgeschrieben hat, hat man so etwas wie eine Matrix. In die kann man dann zurückblättern, wenn man das Gefühl hat: Oh, oh ich habe mich jetzt doch schon wieder mal weit davon entfernt.

06:00

02.11.2021